



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein neuer Band der Amerikanischen Humoristen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Vier Wochen, nachdem Friedrich I. von Nürnberg aus aufgebrochen war, kam er mit den Flüchtlingen seines Heeres wieder zurück, nachdem er in Böhmen 12,000 Mann an Todten verloren hatte. Der einzige Erfolg dieses Feldzuges war, daß bei Geistlichen und Weltlichen in Deutschland sich die Meinung festsetzte: „es sei ein unerforschlicher Rathschluß Gottes, daß die Hussiten durch die Waffen nicht besiegt werden könnten.“

Ein neuer Band der Amerikanischen Humoristen.

Die in d. Bl. wiederholt angezeigte Sammlung Amerikanischer Humoristen, die in deutscher Uebersetzung von Moritz Busch im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erscheint, ist jüngst um einen neuen Band bereichert worden, welcher drei Erzählungen von Thomas Bailey Aldrich enthält. Wir haben unsre Leser bereits zweimal mit diesem Schriftsteller bekannt gemacht, als wir seinen Aufsehen erregenden Erstlingsroman Prudence Palfrey und später seine „Geschichte eines bösen Buben“ besprachen. Wir haben damals die Schreibweise von Bailey Aldrich mit derjenigen von Bret Harte und Mark Twain verglichen und seine Eigenart festzustellen gesucht. Wir verweisen hier auf jene Abhandlung und gehen zum Inhalt des neuen Bandes über.

Drei Viertel des Buches nimmt „die Königin von Saba“ in Anspruch, eine größere Novelle mehr, als ein Roman. Der Held ist Edward Lynde, der zweite Kassirer und Buchhalter der Nautilusbank zu Rivermouth — jenem reizenden kleinen Seestädtchen zwischen New-York und Boston, in welchem der „böse Bube“ Bailey seine Jugendjahre verlebte und in dessen nächster Nähe Prudence Palfrey ihren Landsitz hatte. Der junge Mann ist in frühem Knabenalter verwaißt; David Lynde, sein Onkel, ein reicher alter Kaufmann und Junggeselle, hat von da an für Edwards Erziehung gesorgt, doch glücklicherweise den Neffen nicht unter eigene Leitung und Aufsicht genommen — denn der alte Lynde ist, wie wir gleich sehen werden, ein natürlicher alter Kauz — und so ist das Tüchtigste aus Edward geworden, trotz der vielen Taschengelder, die ihm der Onkel in jedem Briefe zusteckt. Die Briefe des Onkels fangen regelmäßig mit den Worten an: „Dein Werthes vom Sonnabend, ist mir richtig zu Handen gekommen“ und endigen ebenso unabänderlich mit: „Bitte, suche nach dem Beigeschlossenen.“ In der Pension zu Flatbush und später im Kollege schließt Lynde innige Freundschaft mit

Sohn Flemming, der in der Erzählung die irdische Vorsehung für den Helden, und dem Dichter gegenüber die bequeme Rolle übernimmt, als Referent oder als Ohr für sämtliche Episoden der Vergangenheit zu dienen, welche der Dichter dem Leser in der Gegenwart mitzutheilen hat. Auch was der Dichter über Lyndes Jugend und dessen Dunkel zu erzählen weiß, erfahren wir durch Flemming. Der Dunkel wird, nachdem sein rasches Reichwerden, seine Pünktlichkeit und sein unbesleckter Ruf gebührend hervorgehoben sind, also geschildert:

„Herr David Lynde wohnte in einer Reihe von Gemächern in der obern Stadt (in New-York) und speiste in seinem Klub, wo er den Abend gewöhnlich beim Schachspiel mit einem andern vorsündfluthlichen Herrn verbrachte. Ein Besuch im Theater, wenn irgend ein altenglisches Lustspiel oder ein neuenglisches Ballet über die Breter ging, war das Aeußerste, was er sich im Punkte der Schwelgerei gestattete. Was man die Gesellschaft nennt, bekam nichts von ihm zu sehen. Er war ein rauher, frischer, untergesetzter alter Herr, der von seiner Geburt an mit der Apoplexie verlobt war, das Leben in seiner eigenthümlichen abgeschlossenen Weise genoß und darauf bestand, daß alle Welt um ihn herum glücklich sein solle. Lieber hätte er einen alten Freund erdroffelt, als ihn nicht glücklich gesehen. Eine ihn recht bezeichnende Geschichte wird von einem Streite erzählt, welchen er mit Ripley Sturdevant, einem alten Schulfreunde, hatte, den er dreißig bis vierzig Jahre kannte. Senator Sturdevant kam bei dem großen Krach von 1857 unter den Schlitten. Lynde hatte eine Hypothek auf Sturdevants Haus und bestand darauf, sie zu annulliren. Sturdevant weigerte sich, das Opfer anzunehmen. Beide waren hixige alte Herren, arcades ambo. Es erfolgten starke Anzüglichkeiten. Was sich dann begab, ist niemals klar und deutlich an den Tag gekommen, aber man fand Sturdevant quer über dem Sopha des Komptoirs liegend, eine leichte Beule über der einen Augenbraue und den zerissenen Hypothekenbrief im Vorhemde steckend. Man zog daraus den Schluß, daß Lynde ihn zu Boden geschlagen und ihm die Hypothek aufgezwungen hatte.“

„Es war zu Anfang des letzten Semesters Lynde's im Kollege, als sein Oheim sich von den Geschäften zurückzog, sich ein Haus in der Madison Avenue kaufte und es durch Ausschmückung mit Fresken und kostbaren Möbeln in eine Art Palast verwandelte. Es gab da eine Bibliothek für „meinen Jungen, den Ned“, ein Rauchzimmer mit Kirschbaumausstattung, ein Billardzimmer mit Möbeln und Getäfel aus dem Holze des schwarzen Walnußbaumes, einen Speisesaal, der mit Eichenholzgeräth und karmoisinrothen Behängen und Stuhlbezügen geschmückt war — kurz, das beau ideal einer Höhle für ein paar Junggesellen. Beim Jupiter! es war wie ein Klubhaus — das einzige Muster und Vorbild einer Heimstätte, von dem der arme alte Lynde einen Begriff

hatte. Sechs Monate vorher, ehe Ned sein letztes Examen machte und den Grad eines Baccalaureus erwarb, war das Etablissement unter der Oberaufsicht einer Perle von Haushälterin in vollem systematischen Gange. Hier nahm sich David Lynde vor, den Rest seiner Tage mit seinem Neffen zu verleben, der um der Form willen irgend einen angesehenen Beruf wählen sollte; wo nicht, auch gut und recht, der Junge würde ja Geld haben. Nun aber, gerade als Ned den ersten Preis im Griechischen und in der Mathematik davon trug und von dem angenehmsten Leben träumte, das er mit seinem liebenswürdigen alten Wohlthäter führen sollte — was thut da dieser liebenswürdige alte Wohlthäter? Se nun, er geht hin und heirathete die Haushälterin. David Lynde kannte wenig von der Frauenwelt, er hatte in seinem ganzen Leben mit nicht mehr als einem Duzend Frauen gesprochen, er liebte sie nicht, ja er hegte eine gelinde Art Verachtung vor ihnen, als vor Personen, die des Geschicks bei Geschäften ermangelten. Es war nur eine natürliche Folge, wenn das erste Weib, welche es für der Mühe werth ist, ihn wie ein Nestchen Band um den Finger wickelte. Als Ned aus dem Kollege kam, fand er sich unverhofft in den Armen einer Tante, die ihn naturgemäß auf den ersten Blick haßte. Der alte Lynde, der sowohl seine Frau als seinen Neffen liebte, war abwechselnd heftig und schwach, die Frau kalt, schlau und verschlagen — eine Vivien von vierzig Jahren, die den alten Merlin am Barte führte. Ich will nicht behaupten, daß der Neffe allezeit Recht hatte, aber ich weiß, daß er stets am Schlechtesten dabei wegkam, was ungefähr auf Dasselbe hinausläuft. Nach Verlauf von acht oder zehn Monaten sah er, daß die Stellung unhaltbar war, und so packte er eines schönen Abends seinen Koffer und verließ die ménage — oder, wie er's nannte, die Menagerie.“

In Folge dieses Familienzwistes empfahl John Flemming seinen Freund Edward Lynde an seinen eigenen Onkel, Senneß Bowlsby, den Direktor der Nautilusbank in Rivermouth und dieser nahm den jungen Mann, dessen Haltung und Auftreten den günstigen Eindruck verstärkten, den Herr Bowlsby dem Briefe seines Neffen entnommen hatte, zunächst als Privatsekretär an. Später stieg er zu der oben erwähnten Stelle empor. In dieser Stellung hat er bereits einige Jahre verbracht, als unsre Erzählung beginnt. Er ist der Liebling der guten Familien und namentlich der Damen der kleinen Stadt geworden. Selbst Fräulein Mildred Bowlsby, „damals die regierende Schönheit der Stadt, war bereit, mit ihm bis an den Rand, wo der Trauungsgottesdienst der bischöflichen Kirche beginnt und noch darüber hinaus zu koquettiren; aber der phänomenale Honigmonat, der sich in der letzten Zeit in Lynde's Familie einquartirt hatte“, machte ihn ungeneigt, auf eigene Rechnung dem Beispiele seines Onkels zu folgen. Der Verkehr mit diesem Onkel beschränkte

sich nun auf einen Brief im Monat, den Edward absendete und stets telegraphisch beantwortet erhielt mit der Zeile: „Dein Werthes erhalten. Gott segne Dich, Edward.“ Die Erklärung dieser seltsamen Art der Beantwortung gab Fleming: Tante Vivien hatte dem alten Herrn das feierliche Versprechen abgepreßt, nicht an seinen Neffen zu schreiben.

Zu Beginn unserer Erzählung, Monat Juni 1872, hat nun Edward Lynde einen dreiwöchentlichen Urlaub zu einer Erholungsreise erhalten. Er macht den Ausflug zu Pferde nach dem nördlichen Theil des Staates New-Hampshire. Seine Rosinante heißt Mary und gehört dem uns aus Prudence Palfrey schon bekannten kinderreichen Diakon Twombly in Rivermouth. Das Pferd besitzt einige berechnete Eigenthümlichkeiten, welche dem Helden keine allzu weite Reise in Aussicht stellen. „Die Stute Mary war von gelber Farbe und mit einem Haar bekleidet, das an einen der zottigen Koffer unsrer Väter erinnerte, und besaß einen plebejischen Kopf und eine geheimnißvolle Entwicklung der Muskeln an den Hinterbeinen.“ Nach einem Ritte von zwei Meilen (also noch nicht fünfzig Minuten vom Städtchen) „hielt Mary plötzlich an und begann überlegt und systematisch, wie nach langsamer Musik in einer Kunstreiterbude zurückzutreten. Indem Lynde sich von der Ueberraschung durch das plötzliche Anhalten, das ihm ganz unvermuthet gekommen war, erholte faßte er die schlaff herabhängenden Zügel fest in die Hand und drückte der Stute die Sporen in die Flanken, aber mit keinem andern Erfolg, als daß er die Rückwärtsbewegung ein wenig beschleunigte.“ Als Alles nichts hilft, beweist der junge Mann, daß er Anlagen zum Diplomaten besitzt. Er läßt die Stute ganze Wendung machen, so daß sie ihr Gesicht Rivermouth zugehrt und nun geht sie rückwärts in der Richtung, in welcher Lynde reiten will. Dieser unausrottbare Hang zum Rückwärtsgehen ergreift die Stute nach gewissen Unterbrechungen immer wieder einmal, hält aber nur von fünf bis fünfzehn Minuten, so daß der junge Lynde nicht gezwungen ist „den Sattel in anderer Richtung aufzuznallen“, sondern die eigenthümliche Gangart nur als angenehme Abwechslung empfindet, zumal er bald feststellte, daß das Maximum der Schnelligkeit Mary's fünf englische Meilen in der Stunde war.

Die Reise des jungen, naiven und mit einer tüchtigen Dosis Humor ausgestatteten Mannes ist sehr anziehend geschildert. In den ersten Tagen passirt absolut nichts, was ein anderer Schriftsteller vielleicht der Erwähnung werth fände. Aber das freundige Staunen, mit welchem Edward Lynde jedes Wolkenbild, jedes frische Gesicht, das ihm auf seinem Ritt über Land begegnet, jeden Flecken, den er berührt, begrüßt, zeichnet uns besser als irgend etwas den weltfremden, kindlichen Sinn des Helden. „Der entzückendste Zug von Lynde's Plan war, daß es eben gar kein Plan war. Er war einfach in das rosige

Zunirwetter hineingeritten, ohne festgestellten Bestimmungsort, ohne Sorge um das Morgen und so unabhängig von den gewöhnlichen Bedürfnissen der Touristen wie ein Vogel in der Luft. Am Schwanzriemen seines Sattels — eines alten Kavalleriesattels, der in längstvergeffenen Übungszeiten Dienst gethan hatte — war ein cylinderförmiger Mantelsack von Kuhleder aufgeschnaht, der etwas Wäsche zum Wechseln, ein paar Toilette-Gegenstände, eine Mütze von vulkanisirtem Tuch für regnerische Tage und den ersten Band des „Irdischen Paradieses“ enthielt. Die beiden kriegerischen Halftern vorn, in denen Oberst Eliphalet Bangs ein Paar Pistolen mit Feuerschlössern, die jetzt im historischen Museum zu Rivermouth ruhen, mit sich zu führen pflegte, wurden die Behälter für eine schwächige Flasche mit Cognac auf der einen und für eine Bologneser-Wurst auf der andern Seite; denn der junge Lynde war entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen, wenn er durch einen Reisezufall mit dem Hunger Mann an Mann zu kämpfen genöthigt werden sollte. Ein breitrandiger Panamahut, ein Anzug von matrosenblauem Flanell und ein Paar Reitstiefeln vervollständigten seine Ausrüstung. An einem Riemen hatte er sich einen Feldstecher in einer Lederkapsel über die Schulter gehangen, und in der Brusttasche seiner Blouse trug er einen kleinen Kompaß, der ihm auf seiner Reise gerade nach Norden hinauf zum Führer dienen sollte. Die Tracht des jungen Mannes paßte sehr gut zu seinem offenherzigen feinen Gesichte und seinen dreiundzwanzig Jahren. Ein mattgoldner Schnurrbart, der an den Enden spitz gedreht war und sich rechts und links in gleicher Höhe ausbreitete, wie die Flügel einer Schwalbe, gab ihm ein etwas militärisches Wesen; auch im Blicke seiner klaren grauen Augen, die bis jetzt noch nicht durch zu viel in die Welt Sehen trübe geworden waren, lag ein martialisches Geradedrauflosgehen. Es konnte keine bessere Figur für den Sattel geben, als die Figur Lynde's, der ein wenig über die Durchschnittsgröße, gerade wie eine Pappel und weder zu spärlich noch zu schwerfällig gewachsen war. Dann und wann, wenn er ein Farmhaus passirte, hielt ein junges Mädchen, welches im Vorderhofe Wäsche aufhing, — denn es war Montag — mit einem unförmigen leinenen Schneeballen in der Hand inne, um sich neugierig die Erscheinung eines stattlichen jungen Herrn zu betrachten, der vorüberritt. Oft geschah es, daß sie, wenn er vorbei war, sich verstohlen nach dem rothen Pförtchen in der flechtenbewachsenen Steinmauer schlich und ihm mit ihren von der Hand beschatteten Augen die einsame Straße hinab folgte, und häufig begab sich's, daß er über seine Schulter zurückblickte auf die nußbraune Maid, deren dichtanliegende dürftige Bekleidung ihr eine bildsäulenartige Anmuth verlieh, welche dadurch, daß sie nichts davon wußte, noch reizender wurde. Dieses Ausblitzen leiser Anerkennung zwischen Jugend und Jugend — diese plötzlichen stummen

Grüße beim Kommen und Gehen — nahmen an diesem ereignißlosen Ritt des ersten Tages beinahe die Bedeutung von kleinen Abenteuern ein. Einmal machte Lynde vor der Veranda eines ungetünchten Hauses mit holländischem Dache und grünen Papierrouleaux vor den Fenstern Halt und bat um einen Trunk Milch, der ihm von der nußbraunen Maid gebracht wurde, die, so lange der junge Mann trank, ihre schmeichelnden unschuldigen Augen keinen Augenblick von seinem Gesicht abwandte. Sie schlürfte ihn ein, wie er die Milch einschlürfte, und der junge Lynde ritt mit dem Gefühle von dannen, als ob wirklich sich etwas ereignet hätte. Mehr als einmal diesen Morgen hielt er den Zügel an der Straßenseite an, um einem lyrisch sich ergehenden Rothkehlchen auf dem Zweige eines Apfelbaumes zu lauschen oder gut Freund zu werden mit den schwarzumgürteten Durham-Rühen und den rahmfarbenen Alderneys, die langsamen Schrittes nach dem Zaun des Weideplatzes kamen und ihn mit großen gutmüthigen Gesichtern anstarrten. Eine Reihe von ihnen mit ihren trägen Augen, ihren rothen Zungen und ihren feuchten gummiartigen Nasen war so gut wie ein Schauspiel in der Stadt.“

Die erste Nacht schläft er in dem einzigen Gasthose eines Ortes, in dem es fast nur Hochöfen gibt, dem „Fliegenden Adler.“ Er „gewann diese Belehrung einen kleinen Knaben ab, der mit Eisenstaub beschmiert war und aussah, als ob er eben erst in einer benachbarten Gießerei gegossen worden wäre.“ Die beiden nächsten Nächte schläft Eduard in einem Bauernhause, am dritten Abend — er ist schon tiefer in's Gebirge gerathen, — „wurde er als verdächtiger Charakter betrachtet und erlangte nur mit Mühe Erlaubniß, sich's auf einem Heuboden bequem zu machen, wo er so glücklich war, es durchzumachen, daß er es einmal unbequem hatte und kaum ein Auge zuthun konnte. Der junge Mann, der aus Liebhaberei den Strolch spielte, lag träumerisch da und beobachtete, wie die speerartigen Silberstrahlen des Mondlichts durch das Dach der Scheune drangen, und schöpfte aus seiner traurigen Umgebung ein Behagen, welches einen berufsmäßigen Landstreicher in Staunen versetzt haben würde.“ Den nächsten Morgen bricht er früh auf und reitet in die menschenleere Gebirgswildniß hinein, tief und immer tiefer; im Schnellschritt muß Mary die letzte steile Höhe hinan — da reißt plötzlich der Sattelturt, Lynde sinkt sammt dem Sattel vom Pferde, der Zügel entgleitet seinen Händen. Mary nickt boshaft mit dem Kopfe nach hinten, dreht sich um und beginnt den steilen Abhang hinunterzutragen. „Ihr Trab schlug plötzlich in Galopp um und der Galopp in Carriere — man denke sich Mary und Carriere! Am Fuße des Berges stolperte sie, fiel, überschlug sich, raffte sich wieder auf und jagte mit gesteigerter Geschwindigkeit weiter. Die Straße lief hier auf eine oder ein paar Meilen in vollkommen gerader Richtung fort. Das Pferd war bereits zu einem

gelben Punkte in der Ferne geworden. Es war offenbar auf dem Rückwege nach Rivermouth! Lynde beobachtete Mary, bis sie nur noch ein Tüpfelchen auf der grauen Landstraße war, dann drehte er sich um und warf einen betrübten Blick auf den Sattel, der plötzlich, als er so dahingesprenzt vor seinen Füßen lag, ein satirisches Aussehen annahm. Ned hatte gewünscht, daß ihm etwas passire, und jetzt war ihm etwas passirt. Ohne Pferd und allein befand er sich mitten im Herzen des Berglandes — allein in einer ihm unbekanntem, und wie es Lynde, als er sich umschaute, vorkam, unbewohnten Gegend.“

Das Erste, was Eduard Lynde über dieses Mißgeschick und die Aussicht tröstet, einen Sattel von etwa vierzig Pfund Gewicht vier bis fünf Meilen bis zur nächsten von Menschen bewohnten Stätte schleppen zu müssen, ist der Anblick der im Halfter verwahrten bologneser Wurst, die dem verhungerten jungen Manne so köstlich mundet, daß er sich gelobt: „wenn ichs erlebe, nach Rivermouth zurückzukehren, so will ich den Rest meines Lebens hindurch jeden Tag dreimal bologneser Wurst essen.“ Dann eilt er aber, sich in der Gegend zu orientiren. Zu diesem Zwecke steigt er auf den Gipfel eines Berges, nur etwa sechzig Ruthen von der Stelle, wo er gefrückt hat und gewahrt hier zu seinem Entzücken unten im Thale in einer fruchtbaren, auf allen Seiten von den smaragdgrünen Hügelhängen eingeschlossenen Ebene das reizendste kleine Dorf, das er je gesehen. Die Hauptstraße des Ortes mochte aus zweihundert bis dreihundert Häusern bestehen, meist Landhäuschen mit steil ansteigenden Dächern. Zur Linken des Dorfes und etwa den achten Theil einer Meile entfernt von ihm war ein imposantes rothes Ziegelgebäude mit Flügeln und zwei achteckigen Thürmen. Es stand in einem Wäldchen von Fichten und Ahornbäumen und schien von einer hohen Mauer aus Bruchsteinen umgeben zu sein. Es war zu anspruchsvoll, um ein Armenhaus zu sein, zu elegant zu einem Gefängniß; es war augenscheinlich kein Schulhaus, und es konnte kein Zenghaus sein. Lynde wußte einen Augenblick nicht, was er aus ihm machen sollte, dann kehrte er zu seinem Sattel zurück, den er sich über den Rücken warf, indem er ihn an den Steigbügelriemen hielt, die er sich über die Schultern gezogen hatte. „Wenn Mary ein Gewissen besitzt,“ murmelte Lynde, „so würde es ihr einen Stich geben, wenn sie mich jetzt sehen könnte. Es muß ein rührender Anblick sein. Im Dorfe unten werden sie nicht wissen, ob ich die obere oder die untere Hälfte eines Centauren bin. Sie werden nicht wissen, ob sie mich striegeln und mir ein Maß Hafer geben oder mich zum Frühstück einladen sollen.“

Nachdem Lynde etwa den dritten Theil des Weges nach dem Flecken zurückgelegt, machte er Halt — die Schwere des Sattels zwang ihn dazu — und betrachtete durch sein Glas den Ort von neuem. Das rothe Ziegelgebäude

kam ihm nun wie ein Nonnenkloster vor. Und auf der Hauptstraße entdeckte er eine ungewöhnliche Lebendigkeit und Rührigkeit. Die Straße war voll von Gruppen von Männern und Frauen und isolirte Gestalten, denen vielleicht die Ferne eine Art unheimlichen Aussehens verlieh, sah man hastig hierhin und dorthin laufen. Lynde dachte, eine öffentliche Feier zu erleben. Er schickte sich an, weiter zu gehen, als sich ihm ein Mann näherte, ein alter Herr in einem etwas abgeschabten Anzuge, aber immer noch respektabel. Er trug seinen Hut in der Hand und fächelte sich damit Luft zu. Eine Fülle schneeweißen Haares, in der Mitte geschheitelt, fiel zu beiden Seiten eines Angefichtes herab, welches wegen seines wohlwollenden und simpeln Ausdrucks merkwürdig war. Es war eine gewisse Entferntheit von der Gegenwart an dieser Persönlichkeit. Die breite ruhige Stirn und das Doppelkinn über der hohen Halsbinde erinnerten an Doktor Franklin. „Ah, der Dorfpfarrer!“ sagte sich Lynde. „Ehrwürdiger und allerliebster alter Herr.“ Ich werde ihn anreden. Der alte Herr hatte den Kopf leicht zurückgeworfen und die Augen aufmerksam auf einen Gegenstand droben am Himmel gerichtet und stand auf dem Punkte, an Lynde vorüberzugehen, ohne ihn zu bemerken, als der junge Mann höflich den Hut abnahm und sagte: „Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, aber wollen Sie wohl so freundlich sein, mir den Namen des Städtchens da drüben zu sagen?“ Der alte Herr ließ seine Augen langsam vom Himmel herab gehen und heftete sie ausdruckslos auf Lynde, gab aber keine Antwort. Lynde nahm an, er sei schwerhörig, und wiederholte seine Frage in einem dem darauf sich gründenden Bedürfniß angepaßten Tone. Ohne eine Veränderung in seinen milden, wohlwollenden Gesichtszügen und mit einer Stimme, deren Modulationen eigen- thümlich musikalisch waren, rief der alte Herr aus: „Scheren Sie sich zum Teufel!“ und ging weiter. Ehe sich Lynde von seiner Ueberraschung erholte, war der alte Herr schon hoch oben auf dem Abhange, und sein Blick haftete wieder auf einem entfernten Punkte am Zenith. „So war es doch am Ende nicht der Dorfpfarrer“, sagte sich Lynde lachend, „es war der Trunkenbold des Dorfes. Er ist ein frühwacher Vogel — daß muß man ihm lassen — sich schon in dieser Stunde des Morgens das Würmchen zu Gemüthe gezogen zu haben, das ihn benebelt.“

Lynde lud nun den Sattel wieder auf und setzte sich nach dem Städtchen in Bewegung, als eine zweite Gestalt sich ihm näherte, die nicht weniger auffallend war, als der alte Herr. „Es war ein junges Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren in einem lose sitzenden flatternden Kleide von weichem weißen Stoffe, welches über den Hüften von einem breiten rothen Bande zusammengehalten wurde. Sie war ohne Hut und Umschlagetuch und trug ihr Haar, welches sehr lang und sehr schwarz war, so, daß es ihr aufgelöst über die

Schulter hing — wobei sie eine Coiffure übertrieb, die später einmal in die Mode kam. Sie bewegte sich langsam und in der Weise jemandes, der des Gehens nicht gewohnt ist. Sie war eine Dame — Lynde bemerkte das auf den ersten Blick — vielleicht ein in der Stadt erzogener Zugvogel, der sich den Sommer über in diesem gesunden Thale ausruhte. Seine jugendliche Eitelkeit gerieth in Unruhe, als er sich überlegte, was für ein komisches Bild er mit diesem alten Sattel auf dem Rücken vorstellen mußte. Er würde ihn in die Berberitzenbüsche geschleudert haben, wenn er es unbemerkt hätte thun können. Aber es war zu spät. Als das Mädchen seiner gewahr wurde, unterbrach sie ihre Schritte und blieb einen Augenblick unentschlossen stehen, und dann kam sie direkt auf ihn zu. Als sie sich ihm näherte, wurde Lynde sich wie geblendet bewußt, daß er ein Paar schwer bewimperte große und hellleuchtende Augen vor sich habe, die einem ovalen Gesichte von feinsten Blässe angehörten. Das Mädchen hielt einen Stengel Löwenzahn in der Hand und drehte, als sie näher herankam, den langen schlangentartigen Stiel in der Hand. Sie war jetzt dicht bei ihm, einen Augenblick roch er den Duft der Blume, als sie einen Zoll von seiner Wange rasch einen Kreis beschrieb. Das Mädchen blieb vor ihm stehen und sagte, indem sie sich ihrer ganzen Länge nach vor ihm aufrichtete, mit stolzer Miene: „Ich bin die Königin von Saba.“ Dann glitt sie beschleunigten Schrittes und mit einer plötzlich schüchtern gewordenen Miene an ihm vorüber. Lynde brauchte diesmal längere Zeit, um sich zu erholen. Er stand wie eingewurzelt an der Stelle und beobachtete mit verblüfftem Gesicht die langsam sich zurückziehende anmuthige Gestalt des Mädchens, die sich einmal halb umwendete und sich nach ihm umsah. Dann verschwand sie über den Kamm des Hügels. Folgte sie dem Alten? Bestand irgend eine Verbindung zwischen ihnen? Vielleicht war er doch der Geistliche des Dorfes. Konnte sie seine Tochter sein? Was für eine ungewöhnliche Tracht für eine junge Dame, um darin spazieren zu gehn — denn eine Dame war sie bis zu ihren Fingernägeln herab. Und was für ein sonderbarer Gruß!“

Der Wunsch, eine Aufklärung dieser Räthsel zu erhalten, treibt Lynde, immer den Sattel auf dem Rücken, rasch dem Flecken zu. Als er denselben erreicht, findet er die Straßen menschenleer, von Festlichkeiten keine Anzeichen, selbst die Sommerläden geschlossen. Hier und da nur ein Gesicht, welches sich an das Glas eines obern Fensters drückt. Auch sie zogen sich augenblicklich zurück, wenn er hinauffah. Auch entferntes Lachen, Gesang unter freiem Himmel wie von Trunkenen glaubt er wiederholt zu vernehmen. Lynde eilt mit seinem Sattel auf das Wirthshaus zu. Dessen massive Läden sind jedoch gleichfalls verschlossen, die Thür nicht minder. Ein Mann und zwei Weiber zeigen sich plötzlich an einem offenen Fenster des zweiten Stockwerks und der

Mann schreit herunter: „Oh, Du bist ein Pferd, wie ich vermuthete! Na, hier gibt's keinen Hafer für Dich, Du thätest besser weiter zu traben.“ Lynde zügelt seine Entrüstung über diese Unverschämtheit und fragt so höflich wie möglich, ob hier ein Pferd oder Fuhrwerk zu miethen sei. Darauf nur bedeutungsames Lächeln und gegenseitiges Zunicken der Personen am Fenster oben, als ob Lynde etwas ganz Abgeschmacktes gesagt hätte. Der Mann namentlich schien auf dem Punkte zu stehen, vor Heiterkeit zu ersticken. Streng fragt Lynde, ob das nicht ein Gasthaus sei und verlangt Unterkunft als Reisender. Die Antwort ist nur: „Traben Sie weiter.“ Falls er einzubringen versuche, werde man ihm eins aufs Fell brennen. Ein Gewehr richtet sich oben auf den jungen Mann.

Angewidert und entrüstet und gleichzeitig höchst erstaunt über diese ungreifliche Brutalität wendet Lynde sich ab, um in einem Privathaus Unterkunft zu suchen. All den Spott, den er von dem jungen Mädchen und von dem Wirth erduldet, schiebt er auf Rechnung des unglückseligen Sattels, der ihm bei der steigenden Tageshitze ohnehin stets unerträglicher wird. Trennen kann er sich gleichwohl nicht von ihm, da der Mantelsack all seine Fahrhabe birgt. Er legt also in vollster Verzweiflung seine Bürde auf einem Brellstein an einer Straßenecke ab. Da kommt ein leichenhaft aussehender, langer Mensch von etwa vierzig Jahren, so mager wie ein Ausrufungszeichen, auf ihn los und versichert Lynde auf dessen Befragen, der Ort sei Konstantinopel und er, der Knochenmann, werde Lynde Beschäftigung geben. Er baue eben ein Passagierschiff von Marmor, welches auf einer doppelspurigen Eisenbahn, durch zwölf Lokomotiven auf jeder Seite des Rumpfes, nach der See geschafft werden solle. Eben wie Lynde sich der dringenden Aufforderung der Mitarbeiterschaft an diesem Marmorschiff durch die schüchterne Bemerkung zu entziehen sucht, daß in Bezug auf den Bau von Marmorschiffen seine Erziehung sehr vernachlässigt worden sei, und wie er darüber nachdenkt, ob dieser Schiffsbauer in einem wesentlich höheren Grade verrückt sei, als andere Menschen, die auch an ihr Marmorschiff denken — „die Ehe war Dinkel Davids Marmorschiff, er ließ es vom Stapel laufen“ — da ist das Gerippe plötzlich mit Sattel und Mantelsack verschwunden und rennt mit unglaublicher Geschwindigkeit dahin. Lynde verfolgt den Menschen bergan, denselben Weg, den Lynde vorhin hergekommen, bis ihm beinahe der Athem vergeht, und der Schiffsbauer jenseits des Berggipfels verschwunden ist. Da kommt Lynde das, was Schnellläufer ihren zweiten Athem nennen. Er macht vortreffliche Fortschritte nach dem Gipfel zu; hier aber befindet er sich plötzlich unter einer Menge von Menschen und Pferden. Duer auf einem Pferde ohne Sattel sitzt die Königin von Saba, das Pferd ist Mary. „Beim Jupiter — das ist meine Stute!“ ruft Lynde

freudig. Augenblicklich fühlt er sich von einer Anzahl Männer ergriffen, die ihm trotz verzweifelter Widerstandes die Hände binden und auf einen Sattel heben. Auf alle Beschwerden, alle Fragen über den Grund dieser Behandlung erhält Lynde keine Antwort. Schweigend zieht der Zug dem Flecken zu. Auch der weißhaarige alte Herr und der Schiffsbauer saßen gefesselt auf zwei Pferden. Mantelsack und Sattel hatte man dem letzteren abgenommen. Immer noch hielt Lynde sich, das Mädchen und den alten würdigen Herrn für die Opfer eines schrecklichen Mißverständnisses. Laut protestirte er in seinem und des Mädchens Namen. „Ich — ich kenne sie einigermaßen.“ „O ja“ — sagte das Mädchen, indem sie demüthig die Hände über dem Schooß faltete, „und ich kenne Sie auch und zwar sehr gut. Sie sind ja mein Mann.“

Diese Aeußerung versetzt Lynde in sprachloses Erstaunen. Die rauhen Männer tauschen vergnügte Blicke, der Schiffsbauer macht seinen Gefühlen durch ein seltsames trocknes Lachen Luft. Der geistliche Herr hat denselben wohlwollenden und behaglichen Gesichtsausdruck wie immer. Keine Frage, kein Zornesausbruch ist im Stande, Lynde eine Erklärung dieser räthselhaften Dinge zu verschaffen, bis er und der ganze Zug endlich in dem rothen Ziegelsteingebäude verschwindet, dessen Thore krachend hinter der Gesellschaft zusliegen. Ohne jedes Wort der Entschuldigung oder Aufklärung sieht sich Lynde im Hofsrausch vom Sattel gehoben, entfesselt und dann in ein zellenartiges Zimmer geschoben und hier allein gelassen für etwa eine Stunde. Nach Ablauf dieser Zeit tritt ein kleiner ältlicher Herr, der Doktor Bendegraß bei Lynde ein, der ihm mit einem Male alle Räthsel löst.

Das Haus, in dem sich Lynde befindet, ist ein Asyl für Geistesranke. Am frühen Morgen ergriff eine Anzahl scheinbar harmloser Patienten einen der Wärter nach dem andern, dann auch den Doktor und sperrete sie in die Zellen ein. Nur der zweite Aufwärter entkam und machte Alarm im Orte und weiterhin, vergaß aber das Hofthor zu schließen. Der ganze Schwarm der Berrückten ergoß sich über den Flecken — es war die Menschenmenge, die Lynde zuerst in den Straßen erblickte — die Ortsbewohner verschanzten sich in ihren Häusern; sie hatten auch Lynde für einen Entsprungenen des Irrenhauses gehalten. Dasselbe hatten die Männer der Umgegend gethan, die unter Führung des entkommenen Aufsehers, mit Pferden dem Ort zueilten, um die Flüchtigen wieder einzuholen, als sie auf den aufgeregten und haarhüptig eihereilenden Lynde stießen. So war er in die Zelle gekommen. Die Frage, welche Lynde am schwersten auf dem Herzen liegt, wagt er zuletzt auch. „Und das junge Mädchen“, fragte er zögernd, „ist sie auch“ —

„Ein sehr trauriger Fall“, unterbrach ihn der Doktor Bendegraß, indem sich ein zarterer Ausdruck über sein Gesicht legte. „Die traurigste Sache von der Welt.“

„Geisteskrank?“

„Wie ich fürchte, hoffnungslos.“

Wenn man die ganze Scene in einem Blick zusammenfaßt, die wir hier nur in knappem Auszug geben konnten, so wird man freudig anerkennen, daß es wenige ihres Gleichen gibt, wenige von so packender Komik, so origineller Erfindung, so fester Zeichnung aller handelnden Figuren. Und doch ist das noch nicht der größte Werth dieser köstlichen Episode. Es ist überhaupt keine Episode, sondern sie bietet den Abschluß der Exposition der Handlung und deutet an den ungewöhnlich ernstesten Conflict, welchen die, mit der ganzen Kraft einer unverdorbenen Natur, der unglücklichen „Königin von Saba“ sich zuwendende Liebe des jungen Lynde zu besiegen haben wird. Nicht gesellschaftliche Schranken oder konventionelle Vorurtheile, Unterschiede des Glaubens, Vermögens, der Erziehung, politischer Meinungen oder Charakteranlagen, werden ihn, so sagen wir uns, daran hindern, seine Liebe zu gewinnen. Er wird zu kämpfen haben mit den finstern Mächten, welche den Geist des unglücklichen Mädchens unnachten — „wie ich fürchte, hoffnungslos!“ meint der erfahrene Irrenarzt. Damit ist die Erwartung des Lesers aufs Höchste gespannt. Psychologische Probleme von größter Kühnheit hofft man im weiteren Laufe der Erzählung auftauchen und wenigstens versuchsweise gelöst zu sehen. Als größtes stellt sich die Therapie des Wahnsinns durch die Liebe dar, in einem Falle, den die nüchterne Wissenschaft für „hoffnungslos“ erklärt. Ist das die Absicht des Dichters? fragt man sich — Glückauf! Wie fein und poetisch müssen die Scenen sich gestalten lassen, in denen der klare Geist, das reine Herz des jungen Mannes durch die Erweckung der Gegenempfindung in dem unglücklichen Mädchen allmählig immer größere geistige Klarheit in ihr schafft! Oder hat der Dichter dem ernstesten Conflict, seiner eigenen Natur entsprechend, eine mehr heitere Seite abgewonnen? Ist er ausgegangen von dem bekannten Erfahrungssage der Irrenheilkunde, daß nicht wenige anscheinend verzweifelte Fälle von Geistesstörung dadurch geheilt werden, daß man auf den Irrwahn des Kranken vollständig eingeht, ihn als durchaus vernünftig behandelt und ihm dann plötzlich das Unmögliche seiner fixen Idee beweist, indem man ihn zwingt, die letzten Konsequenzen derselben zu ziehen oder mitanzusehen? Wird Lynde etwa als König Salomon sich etabliren, um die Königin von Saba vernünftig zu machen?

Nichts von alledem in den folgenden zwei Dritteln der Erzählung. Wer seine Erwartungen nach dem brillanten Aufbau der Handlung hoch spannte, fühlt sich schmerzlich enttäuscht und erkennt mit steigender, aber keineswegs angenehmer Verwunderung, daß dem Dichter bei dem ersten großen Akt, den wir oben mittheilten, der Pust ausgegangen ist und die übrigen zwei Akte

eigentlich nur zu seiner und unserer Beruhigung da sind, fast nur Szenen bieten, die wir schon öfter und nicht selten besser gelesen haben.

Nachdem nämlich Lynde längere Zeit hindurch nach dem Pantöffelchen geschmachtet hat, welches die Königin von Saba auf ihrem Ritt verloren und das er bei seiner Rückkehr nach Rivermouth gefunden hat, gibt er diese Schwärmerei, da sie vermuthlich auch „hoffnungslos“ ist, ganz auf, und ist eben im Begriff nichts als der zweite Kassirer der Nautilus-Bank in Rivermouth zu sein, als Dunkel David stirbt und ihn mit einem ansehnlichen Vermögen bedenkt, so daß sich Lynde unbedenklich eine Reise nach Europa leisten kann. In Genf trifft er „in der ersten Dämmerstunde eines Juliabends im Jahre 1875“ seinen Freund John Flemming, der eben von Egypten kommt. Dieser Freund kommt ebenso gelegen, wie der Confident der sogenannten klassischen französischen Tragödie — denn es ist eine Portion Vergangenheit zu erzählen, die der Leser einnehmen muß. In demselben Hotel mit Lynde in Genf wohnen nämlich die Damen Denham, Tante und Nichte, von welchen die letztere genau so aussieht wie die Königin von Saba, nur drei Jahre älter, und von tadelloser Vernünftigkeit. Sie ist Amerikanerin, in Paris erzogen, spricht vier Sprachen, ist sehr hübsch, Lynde liebt sie leidenschaftlich. Ein Diner, welches die Damen, dem amerikanischen Komment entsprechend, auf dem Hotelzimmer Lyndes in Gesellschaft Flemming's einnehmen, fördert über die wichtige Frage der Identität von Ruth Denham mit der Königin von Saba nichts zu Tage. Flemming reist ab. Lynde begleitet die Damen allein nach Chamouny. Unterwegs versucht er sich Ruth zu erklären, sie weicht aus. Sie verbietet ihm ein zweites Mal geradezu, seine Liebeserklärung zu beendigen, als Lynde sie allein — die Tante hat glücklicherweise Kopfschmerzen — nach Montanvert begleitet. Wir können uns gar keinen Grund dieses Verbotes denken, da sie ihn offenbar auch liebt. Wenn sie wüßte, daß sie früher einmal wahnsinnig gewesen, wäre die Zurückhaltung erklärlich. Aber sie hat keine Ahnung davon — ihr Wahnsinn war die rasch beseitigte Folge eines Nervenfiebers. Ruth erkältet sich fürchterlich auf dem Rückweg von Montanvert nach Chamouny und legt sich an einer Lungenentzündung. In erster Linie fürchten wir natürlich unter bewandten Umständen für ihren Verstand, aber diese Befürchtung ist unbegründet. In der entscheidenden Krisis verlangt sie nach Lynde und wir erfahren durch Dritte, daß sein Erscheinen das Rezept zu ihrer Genesung war. Ohne daß auch nur eine entscheidende Aussprache zwischen den Liebesleuten stattfindet, kutschiren sie, vermuthlich als Eheleute, im letzten Kapitel von Chamouny nach Genf.

Verglichen mit dem ersten Roman Aldrichs, bezeichnet seine Königin von Saba, trotz des vorzüglichen Eingangs, einen wesentlichen Rückschritt. In

Prudence Palfrey wuchsen die Helden, namentlich Prudence, stetig vor unsern Augen. Ruth Denham imponirt lediglich durch ihre Schönheit und allenfalls durch ihre vier Sprachen. Auch Lynde sinkt mehr und mehr zusammen. Seine letzte große Kraftanstrengung ist eine Reise von Genf nach Paris und von da zurück, fast ohne Aufenthalt, unter Verschmähung eines Pariser Frühstücks, lediglich zu dem Zwecke, um Onkel Denham und Doktor Peudegrast dort zu holen. Große Schönheiten in der Nuancirung der Charaktere, namentlich aber in der Schilderung der Gebirgslandschaft, die Aldrich 1875 selbst bereift hat, sollen dabei vollkommen anerkannt werden. Sie ändern jedoch das Gesamturtheil nicht. Auch das erscheint uns unnatürlich, daß der Dichter seine Geschichte erzählt, wo kaum die Druckerchwärze der Vermählungsanzeige seines Paares trocken geworden sein kann.

Weit befriedigender als diese erste Erzählung des vorliegenden Bandes erscheinen uns die beiden letzten Stücke: „Eine Mitternachtsphantasie“ und „der kleine Geiger.“ Die wenigen Blätter, welche den zuletzt genannten Titel tragen, sind die ergreifendste Strafpredigt gegen Kinderarbeit und Wunderkindermacherei insbesondere, die sich überhaupt denken läßt, getragen von einer Tiefe der Empfindung und des Gemüthes, die der Deutsche einem Amerikaner kaum zutrauen möchte. Die „Mitternachtsphantasie“ dagegen ist ein Erzeugniß der übermüthigsten, glücklichsten Laune, vielleicht zugleich eine treffende Satire auf jene unverbesserlichen Philister, welche an die größten Schöpfungen des Genies die hausbackene Moral und Anschauung ihrer Gemeinplätze legen. Aldrich weist nach, wie viel glücklicher Hamlet an der Seite Julia's und Romeo als Gatte Ophelia's geworden wäre und führt uns diese angenehmen und vernünftigen Verbindungen leibhaftig vor. So ist aller Mord und Todschlag erspart und Alles löst sich in allgemeines Wohlgefallen auf.

Der Leser wird dem Buche, trotz aller Schwächen der Haupterzählung, eine reiche Fülle von Erheiterung und Unterhaltung verdanken.

Tom preukischen Landtage.

Berlin, 18. November.

Bis jetzt ist die Signatur der Session eine außergewöhnlich große Unfruchtbarkeit. Das Arbeitsmaterial war schon in der Thronrede sehr knapp bemessen; selbst von den damals angekündigten Vorlagen sind aber die wichtig-